

Gerhard Kamin

DEM GEDENKEN ERNST WIECHERTS

Zur Einweihung der Ernst-Wiechert-Gedenkstätte im Haus Königsberg in Duisburg

Liebe Festgemeinschaft,

wir sind glücklich und sehr dankbar dafür, daß heute, bei der Einweihung des Königsberghauses, Ernst Wiechert zum erstenmal nach seinem Tode die Ehrung erfährt, die Deutschland ihm seit langem schuldet, und daß diese Ehrung ihm von den Menschen seiner Heimat zuteil wird. Es geht damit ein Wunsch in Erfüllung, den wir in einem engen Freundeskreis Jahre hindurch unerfüllt mit uns herumtrugen.

Spätere Generationen werden erkennen, welches Vermächtnis mit Ernst Wiecherts Leben und Werk der Menschheit übergeben ist. Wir wollen heute, bei seiner Ehrung, zurücktreten und ihn selbst, soweit möglich, zu Wort kommen lassen, vorher aber unseren Dank sagen an Frau Lilje Wiechert, die den kostbarsten Besitz ihres Hauses und ihres Lebens den Menschen ihrer Heimat und den Menschen aus aller Welt zur Verfügung gestellt hat, damit sie hüten und bewahren, was ihnen als Geschenk übergeben ist. Dank gilt allen, die mitgeholfen haben, diese Gedenkstätte zu schaffen. Den Vertretern der Stadt Duisburg, der Stadtgemeinschaft Königsberg und der Landsmannschaft Ostpreußen.

In einer Betrachtung mit dem Titel „Beim Übergang“ (aus: Es geht ein Pflüger übers Land) sagt Ernst Wiechert: „Ich sehe zurück und sehe: daß die Menschen hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, ohne daß sie satt werden. Daß Blumen zertreten auf der Straße liegen und Tiere geschlagen werden. . . Daß Junge wie Alte Fahnen, Abzeichen, Erkennungsmarken, Weltanschauungssymbole tragen und einander darum totschlagen. Daß es immer noch heißt: ‚Am Anfang war das Wort‘. Aber daß es nicht weiter heißt: ‚Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.‘ Sondern daß es heißt: ‚Und das Wort blieb tot, und wir tanzten nach dem Wort.‘ Daß diese Masse gesund und kompakt ist wie zu allen Zeiten. Daß die Propheten gekreuzigt werden wie zu allen Zeiten und die Scheiterhaufen auf allen Feldern rauchen: In der Politik wie in der Moral, in der Kunst wie in der Religion, in der Schule wie in den Todeskammern der Zuchthäuser.

Ich sehe voraus und sehe: daß meine Brüder auf der Erde nicht sterben werden. Meine Brüder, die jede zertretene Blume aufheben und jedes geschlagene Tier trösten. Meine Brüder, die sich aufgemacht haben, eine Träne zu trocknen, wie andere sich aufmachen, einen Schatz zu graben. Meine Brüder, die mit verbrannten Händen ein Holzschleit aus einem Scheiterhaufen reißen. Meine Brüder, die nicht Heilige sind, sondern Sünder, aber die aus der Sünde noch Heiligkeit pressen, weil sie eine Kelter sind für die Kommenden.

Ich sehe, daß wir ein Strom sind und die Jahresanfänge uns nicht durchschneiden wie Brücken, sondern wie Schatten der Bäume, an denen wir vorüberziehen. Daß keines unserer Worte ins Leere fällt, wie keine seiner Wellen ins Leere mündet. Und daß es uns genug sein muß, wenn ein einziges Mal zwischen Quelle und Mündung ein Mäuer bei uns niedersitzt, um seine wunden Füße in uns zu kühlen.

Ich weiß, daß wir im Meere versinken, aber ich weiß, daß wir der versteinte Grund

sein werden, auf dem die Korallen Gottes sich aufwärts bauen in ein kommendes Licht.“

Was Ernst Wiechert mit diesen prophetischen Worten sagt, ist fern vom Tagesgeschwätz fortschrittssüchtiger Schreiberlinge. Es ist das Wort eines bis aufs Blut Geprüften und Bewährten, dem der Tand der Allerwärtsmeinung fremd und verdächtig geworden war. Es ist das Bekenntnis eines Menschen unserer Heimat Ostpreußen — seiner Wälder, Städte und Dörfer —, der sich aufmachte, um „die Hand an den Pflug zu legen“ und es so tat, wie es nur der tun kann, der in der Stille großer Wälder aufwuchs und in dieser Stille als Vermächtnis das empfing, was wir, obwohl mit der äußersten Bescheidenheit, die Gnade einer Sendung nennen dürfen. Ernst Wiechert hat bis an sein Lebensende eine Scham und Scheu vor „großen Worten“ gehabt. Aber er hat wohl gewußt: Der tägliche Auftrag des Schreibens hat seine Mysterien und Geheimnisse, von denen sich Außenstehende eine oft sehr vereinfachte oder verschwommene Vorstellung machen, wenn sie es überhaupt tun. Wie zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte kommt das Bleibende, in die Zukunft Weisende, durch keine Gewalt zu Zerstörende aus der Stille, zu der es — wenn die Zeit reif ist — wieder zurückkehrt. Wenn seine Wurzeln stark und gut sind, wächst es empor zu einem Baum und trägt hundertfältig Früchte. So wie es Ernst Wiechert geschah, dessen Worte „die Welt bewegten“, in einem so weitreichenden Sinn, daß heute und zu dieser Stunde ein Verzweifelter oder Erleuchteter in China, am Kongo, in Kalifornien, am Nordkap, in New York oder Melbourne sein Wort als Offenbarung oder Trost ebenso vernehmen kann wie zu der Zeit, als Ernst Wiechert noch lebte.

Wir lassen in dieser Stunde die Literatur — oder Moralkritik, die sich über Leben und Werk dieses Großen unserer Heimat hermachte, beiseite. Nicht weil sie uns nichts anginge oder weil wir sie fürchteten, sondern weil sie heute und an dieser Stelle zu schweigen hat.

Was wir — seine Schüler, Freunde und Vertrauten — zu beschwören versuchen, ist seine Sendung, ist sein Menschenbild, sein Vorbild, seine Einmaligkeit.

Mitten in die brodelnden Unruhen des beginnenden Jahrhunderts sandte das Schicksal uns in Ernst Wiechert einen Unbestechlichen, der in seinem Menschentum, seinem Werk und seinem Leben „Gott mehr gehorchte als den Menschen“. Der als begnadeter Erzieher der Jugend zum Freund, zum Partner und Helfer wurde, der an den überkommenen Maßstäben eines erstarrten Autoritätsglaubens rüttelte und uns freigab und reif machte für eine Lebensgestaltung der Tapferkeit, in der Wahrheit, Freiheit, Menschenwürde, Liebe und Hingabe wieder die Rolle einnehmen sollten, die ihnen im Brief an die Korinther (Kor. 1, Kap. 13) zugewiesen wird.

Was uns anrührte und für alle Zeiten unseres Lebens bewegte und festigte, war nicht nur das Erstaunliche des Versuchs. Es war die Erkenntnis, daß hier etwas völlig Verlässliches und Wahres sowohl in der Lebensführung wie in der Menschenformung uns herausforderte und aufrief. Nicht marktschreierisch und nicht verführerisch. Still, behutsam, ein wenig ironisch, wo es nötig war; in der Forderung, in der Führung und Lenkung aber von einem hohen sittlichen Ernst, einer geistigen Reife und universalen Sicht der Erkenntnis, die das Unzulängliche wissend durchschaute und es der Verkleidung und Tünche beraubte. Was an den Lauten und Stillen unter uns geschah, war etwas Einmaliges: die befreiende, beglückende Erfahrung, daß es — dank seiner Liebe — neben der sichtbaren Welt nun wieder eine unsichtbare gab, neben der scheinbar sinnlosen eine verlässliche, neben der Verzweiflung den Trost, neben der Heuchelei die Wahrheit, neben der Feigheit die Tapferkeit; über allem aber das in die Zukunft Weisende: Liebe und Vertrauen und in ihnen die weiten Möglichkeiten reifen der Erkenntnis und sinnvoller Lebensführung.

Das haben — unter den Berufenen der Erwachsenenwelt — Reinhold Schneider an Ernst Wiecherts Sendung ebenso erkannt wie Max Picard, Wilhelm Kempff wie Leo von König, Eduard Spranger wie Ricarda Huch, Käthe Kollwitz wie Hermann Hesse. Von vielen anderen zu schweigen.

Woran hier — in dieser Stunde, im Kreise seiner Schüler und Freunde und ehemaliger Ostpreußen — besonders zu erinnern ist: Ernst Wiechert ging als einer der Wenigen unter den deutschen Dichtern durch die Foltern des Konzentrationslagers in Buchenwald. Er tat es stellvertretend für viele und hat aus dem Antlitz seines Volkes damit die Züge der Brutalität getilgt, die es zu zerstören drohten. Er hat damals zahllosen Leidenden ihre letzte, bittere Stunde „sanfter“ gemacht und den Lebenden Vertrauen in das Bleibende und Unzerstörbare zurückgegeben. Es gehörte nicht nur Tapferkeit dazu. Es war der ganze Reichtum eines vertrauenden, von unumstößlichen Werten geformten Lebens dazu nötig und eine — an alltäglichen Maßstäben gemessen — unerschöpflichen Liebe. Seien wir auch für die Trauer dankbar, die Ernst Wiecherts Leben immer umschattete. Sie ist in einer verstörten Zeit ein letzter, unersetzbarer Wert und ein gültigeres Wahrzeichen verlässlicher Menschlichkeit als Härte oder Haß.

Darin lag s e i n e Sendung, die Sendung des immer Verfolgten und Gefährdeten: Vom Abgrund des Lebens her Liebe zu verkünden, und sie so zu verkünden, daß aus ihr tausendfach neue Liebe wachsen konnte.

Die Sendung seiner Heimat aber, der für uns nicht mehr betretbaren Erde, sah er — als Voraussetzung für seine eigene Aufgabe — so, wie er es in seinem Aufsatz „Von der Sendung“ (aus: Es ging ein Pflüger übers Land) aufgezeichnet hat:

„Wir haben eine Erde für u n s , nicht nur eine Erde der Wölfe und des Elches, nicht nur eine der Dünen und der Moore, der Wälder und der Seen. Wir haben eine andere Erde als die anderen. . . Von Wind und Wolken überflutet, von Vögeln überflogen, von Wanderern durchwandert, von Namen durchklungen, von Wellen durchspült, von Tränen erfüllt. . . In ihrem Schoß schlafen verschüttete Dörfer, schläft der Bernstein aus der Zeit des Gartens Eden, schläft das Blut ungezählter Stämme, Völker und Rassen, eingepflügt vom Pflug der Jahrtausende, geeggt mit der Maschine des Fortschritts. . . Die zum Grund der Quellen niederblicken, Kinder und Tiere, Mütter, Greise und Dichter, sie sehen noch immer das Antlitz dieser traurigen Erde wie hinter verdämmerndem Gitter: das Antlitz des Ostens.

Wir glauben, daß für den deutschen Geist, wie die Gegenwart ihn kennt, die Menschen unserer Erde sehr notwendig sind und einer Sendung sehr nahe stehen, die ihm not tut. Wir wissen auch, daß auf der Tribüne unseres Vaterlandes wie auf der unserer Heimat die Luft nicht gut weht für diese Sendlinge. Auch daß es niemals anders gewesen ist, wissen wir sehr wohl. Man erlaube uns aber, die Propheten zu betrachten, die aus unserer Erde aufgestanden sind, ihr Leben und Sterben. . . K i n d e r dieser Erde, in der ganzen schönen und tiefen Bedeutung dieses Wortes.

Herder steht am fernsten Ende ihrer Reihe. Er war vielleicht der erste nach Meister Eckehart, der Gott geschaut hat. Er trug seine Sendung über die ganze Erde, nicht nur in das Herz des jungen Goethe hinein, und starb als ein einsamer, verbitterter Mensch. Und dann steht Hamann auf, der in Zungen sprach und als ein Schächer das Haupt neigte, als der Vorhang zerriß. Und neben ihm der Dämon E. T. A. Hoffmann, der die Abgründe der Seele sah, lange vor Dostojewski, nur durch ein anderes Medium. Und dann ist Schweigen. . . Bis Lovis Corinth aufsteht, der sich verblutete, und nicht nur in Farben, weil die Erde sein Menschsein um tausend Jahre zu spät gebar. — Agnes Miegel steht auf, groß in Ballade und Lied, größer im Leid, stadtgeboren mit abgeschnittenen Wurzeln, die blutenden Finger am Tor der Erde, das sich leise öffnet, um eine Strophe hinzugeben, und sich wieder schließt. — Noch etwas haben wir: Käthe Kollwitz. Dieses

Kind unserer Erde, die, was sie geschaffen hat, unter Gottes Augen geschaffen hat, während draußen die Menschen in der Finsternis wandelten.“

Längst nicht verloren ist für Ernst Wiechert, was die Menschen unserer Heimat gelebt und die Unsterblichen unter ihnen hervorgebracht haben. Mit einem seherischen Blick sagt er von Ostpreußen, dem Land, aus dem soviel Bleibendes hervorgegangen ist, im Nachwort zu den „Jerominkindern“: „Den dritten Band dieses Buches hat die Geschichte geschrieben mit schweren und grauenvollen Buchstaben, und es ist keiner Dichtung gegeben, über dieses Grauen den Schimmer der Verklärung zu legen. Es bleibt uns nichts, als diese Handelnden und Leidenden still in das Herz zurückkehren zu lassen, aus dem sie einmal aufgestanden sind. Der Sand wird über ihren gebrochenen Augen liegen, und wir wissen nicht, was Gott noch einmal vorhat mit diesem Sand von Sowirog.“

Hüten wir uns, in dieser Gedenkstunde in den Wortreichtum einer „Laudatio“ zu verfallen. Ein Leben wie das von Ernst Wiechert bedarf keiner Lobreden; es stand in einer Passion des Leidens und des Beschwörens und mißtraute den lauten und gefügigen Worten. Es war im Erdulden und Erfahren der KZ-Foltern durch eine Hölle gegangen, hinter der ein Rückblick auf das eigene Leben und auf das der Menschen scharf und unbestechlich wird. Ruhmeskränze sind einem solchen Blick verdächtig. Eine jede Tat der Liebe, der Sühne, der Verwandlung und helfenden Bereitschaft dagegen das Zeichen dafür, daß nicht vergebens gewesen ist, was an Schmerz und Hingabe dargebracht wurde. Damit es heller werde auf dieser Erde, menschlicher, gerechter und friedlicher, und der Riß wieder heilt, der durch Gottes Antlitz ging, als die Folter herrschte und die Gewalt.

Ein Zeuge jener dunklen und tapferen Zeit, durch die Ernst Wiechert gegangen ist, lebt: seine Lebens- und Leidensgefährtin. Möchten die Verse, die sie für ihn nach seinem Tode geschrieben hat, uns still und dankbar werden lassen für das Maß an Liebe, das uns geschenkt wurde und an das uns diese Gedenkstätte mahnen und erinnern möchte:

Lilje Wiechert

DEM TOTEN

*O seht ihm nicht ins Gesicht,
zu offenbar ist die Qual,
die es begrub,
er ertrüge es nicht,
auch jetzt noch nicht,
seht ihm nicht ins Gesicht.*

*Seht auf die Hände, wie Schalen gehöhlt
sind sie allem geöffnet,
sie sagen:
O wie liegt doch das Licht so süß verschwendet
über dem Fluß —
nehmt es von mir, der ich mich nun
willig der Nacht zugewendet.*